

Das Aussterben einer deutschen Bauernkultur in Siebenbürgen

1. Prolog – Forschung bei Kleinbauern

Mit Studentinnen und Studenten der Universität Wien forsche ich seit 1992 jeweils für zwei bis drei Wochen in Rumänien in dem siebenbürgischen Dorf Großpold, das auf Rumänisch Apoldu de Sus heißt. Großpold liegt in der Nähe von Hermannstadt, rumänisch Sibiu. In diesem Dorf lebten unmittelbar vor dem Zusammenbruch des Kommunismus im Jahr 1989 noch fast 2000 Deutsche, ungefähr 400 Rumänen und 1000 Roma. Nach 1990 wanderten immer mehr Deutsche aus. Im Jahre 2009, bei unserem letzten Besuch, dürften es nur mehr 50 Deutsche gewesen sein, die in Dorfgemeinschaft mit 500 Rumänen und 2000 Romas leben. Die Deutschen setzen sich aus „Ländlern“ und „Sachsen“ zusammen. Die Vorfahren der Sachsen kamen im 12. Jahrhundert auf Ruf des ungarischen Königs Geiza aus der Gegend der Mosel als Siedler hierher nach Siebenbürgen in den Karpatenbogen. Die Sprache der Sachsen ist ein Moselfränkisch, ähnlich dem Luxemburgischen. Die Sachsen machten die Reformation mit, sie sind also evangelisch. Als Bauern und Handwerker schufen sie eine hohe, liberale Kultur. Zu ihnen gesellten sich in drei Dörfern bei Hermannstadt im 18. Jahrhundert die so genannten Ländler als Verbannte aus Österreich. Wegen ihres evangelischen Glaubens wurden sie unter Karl VI. und seiner Tochter Maria Theresia hierher verbannt. Die Nachkommen sprechen noch einen alten österreichischen Dialekt. Im Laufe der Zeit gingen Ländler und Sachsen miteinander eine Symbiose ein und heirateten untereinander. Dennoch hielten sich nebeneinander die beiden deutschen Dialekte. Die Sprache in der Kirche sowie gegenüber Fremden und dem Lehrer ist Schriftdeutsch (vgl. dazu *Girtler, R. 1992*).

Bei unseren Forschungen im Großpold interessierte uns vor allem die alte Bauernkultur der Ländler und Sachsen, die beide sich selbst als Deutsche bezeichnen und von den Rumänen auch als solche gesehen werden. Diese echte Bauernkultur, die es bei uns nicht mehr gibt, haben wir mit offenem Herzen erlebt. Sie wird sich wohl nun nach der Aufnahme Rumäniens in die EU radikal ändern. Es schaut so aus, als ob mit dem angeblichen Segen der EU nun das vollendet wird, was Nicolae Ceaușescu wollte, nämlich die Abschaffung des rumänischen Kleinbauern unter dem Banner des Fortschritts.

Landler und Sachsen, also die Deutschen, genießen in Rumänien ein hohes Ansehen. Mir erzählte einmal jemand, in rumänischen Zeitungen sei zu lesen gewesen, man wolle nicht, dass die in Rumänien lebenden deutschen Bauern auswandern.

Wir saßen oft mit Sachsen und Lndlern beim so genannten „Holzfleisch“, bei dem Lammfleisch auf einem Gitter gegrillt wird, in einem ihrer Höfe beisammen und sangen mit ihnen alte deutsche Volkslieder. Besonders angehtan haben es mir das „Goßpoldner Lied“ und das Lied „Siebenbürgen, teure Heimat“. Ich erfreute mich an dem schönen Gesang der Großpoldner und Großpoldnerinnen. In Großpold wurde gerne und viel gesungen. Das Singen brachte die Menschen hier einander näher. In den letzten Jahren jedoch wird kaum mehr gesungen, es fehlt an den Menschen, die die alten Lieder bewahren.

Noch gibt es in Großpold echte Bauern, die eine alte Kultur weiter tragen. Sie fühlen sich jedoch verraten von jenen, die unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Kommunismus nach Österreich oder Deutschland ausgewandert sind.

Ich war auf Bauern getroffen, die mich an die Bauern meiner Kindheit in den oberösterreichischen Bergen erinnerten, nämlich an Bauern, die zwar wenig Geld hatten, aber autark waren. Für den Bauernhof, wie ich ihn kannte, war typisch, dass er all das, was man so zum Leben brauchte, auch selbst lieferte: Schweine, Kühe, ein prachtvoller Bauerngarten und Getreidefelder. Dies alles sah und sehe ich noch in Siebenbürgen bei den Lndlern und Sachsen. Als ich das erste Mal in Großpold war, gab es noch alte dörfliche Institutionen, wie die Nachbarschaften. Diese sind heute im wesentlichen verschwunden. Auch gab es in den neunziger Jahren zwei Bäckereien, eine am Bach und eine an der Hauptstraße. Inzwischen sind diese beiden Bäckereien verschwunden. Das Brot für Großpold wird heute aus dem rumänischen Nachbarort Saliste in die drei oder vier kleinen Gemischtwarenhandlungen, die Lebensmittel aller Art anbieten, geliefert. In den letzten Jahren hat sich also viel geändert. Viele Großpoldner sind ausgewandert, nur mehr wenige harren aus und freuen sich auf die Besuche ihrer alten Nachbarn und Freunde aus Deutschland. Vor allem viele junge Leute haben in den letzten Jahren Siebenbürgen den Rücken zugekehrt und leben jetzt in Deutschland und Österreich. Die Hiergebliebenen, die noch ihre alte Bauernkultur weiter führen, sind darüber betrübt.

Wir wohnen während unseres Aufenthaltes in Großpold bei Bauern oder im Gästehaus des Dorfes, einem verlassenen und renovierten Bauernhof, um

den sich die Frau des Herrn Pfarrer kümmert. Ich selbst wohne bei Anneliese und Andreas Pitter, braven Bauersleuten. Ihre Kinder sind in das oberösterreichische Salzkammergut und den Süden Deutschlands ausgewandert. Frau und Herr Pitter bin ich sehr dankbar, weil sie seit vielen Jahren sich um mich und meine Studenten bei unserer Forschung in Großpold in rührender Weise kümmern. Auch dem Herrn Pfarrer Wilhelm Meitert und seiner freundlichen Frau Gemahlin sei hier herzlich gedankt, schließlich sind sie es, die uns im Gästehaus des Dorfes, einem früheren Bauernhof, ein angenehmes Quartier geben. Ebenso allen Großpoldnerinnen und Großpoldnern, die uns mit offenen Armen aufgenommen haben, möchte ich hier meinen Dank ausdrücken. Ich habe Siebenbürgen und Rumänien in den Jahren meiner Besuche lieb gewonnen. Auch die Rumänen, mit denen ich zu tun hatte, sind wunderbare Menschen, sie sind gastfreundlich und haben ein weites Herz.

2. Echte Bauern und ihr allmähliches Vergehen

Landler und Sachsen in Grosspold sind noch echte Bauern, Kleinbauern in der klassischen Form, wie sie bei uns in Österreich noch in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts bestanden, als noch Leben in den Dörfern war. Jeden Tag in der Früh holt der Dorfhirte die Kühe der Bauern und bringt sie auf die Weide, am Abend bringt er sie wieder. Es wäre schade um diese Bauernkultur, wenn sie im Sinne der EU sich den modernen Vorstellungen von Tierhaltung beugt.

Die Bauern in Großpold kennen noch keine Massentierhaltung. Auch das Kalb ist hier besser dran als bei uns. Es bleibt nach der Geburt noch eine Zeit bei der Mutterkuh und begleitet es auf die Weide. Bei uns in Österreich wird das Kalb, so wollen es die EU-Vorschriften, unmittelbar nach Geburt der Kuh weggenommen und in einer eigenen Box gefüttert. Unsere Bauernhöfe sind zu langweiligen Einrichtungen geworden, die hygienisch perfekt sind – nach den Vorstellungen der EU dürfen Schwalben nicht in den Stall. Die alten Misthaufen, auf denen der Hahn noch krächte, sind bei uns verschwunden. Hier habe ich sie noch in Grosspold. Hier gibt es noch Hühner, auf unseren Bauernhöfen sind sie nur mehr selten zu sehen. Anneliese Pitter schüttelte den Kopf und schaute mich ernst an, als ich mit ihr über die Massentierhaltung bei uns in Österreich spreche. Sie meinte dazu dies: „Ich verstehe nicht, wie es soweit kommen konnte. Das kann doch nicht richtig sein, dass man mit dem Vieh so umgeht. Hier versündigt sich der Mensch.“ Und meist fügt sie noch dies hinzu: „Es ist schade, dass es bei euch in Österreich keine Bauern mehr gibt, sie sind nur mehr Geschäftsleute.“ Damit will die gute

Frau sagen, dass der echte Bauer grundsätzlich nicht das Geschäft im Vordergrund seines Denkens hat, sondern eben das Wachsen und Gedeihen von Tier und Pflanze, an denen man sich nicht versündigen darf.

Es hat sich also bei den Ländlern hier in Rumänien eine alte bäuerliche Kultur erhalten, die ich als Gast der Familie Pitter auf ihrem Hof in den letzten Jahren hautnah erlebt habe. Ich bin dankbar dafür. Und als ich Frau Pitter fragte, was denn typisch für Bauern sei, wie sie und ihr Mann Andreas welche sind, führte sie nicht ohne Stolz aus:“ Der echte Bauer hat so ziemlich alles. Er hat einen Garten mit Gemüse und Blumen, und er hat, wenn er ein kleiner Bauer ist, zwei Stück Vieh für die Milch. Er hat Getreide und Grundbirn, das sind die Kartoffeln, Mais, Rüben und anderes auf dem Feld. Der Bauer kann also von dem, was er hat, leben. Als Bauern brauchen wir bloß Zucker und Öl kaufen, aber sonst haben wir alles. Freilich auch um Kleidung müssen wir uns kümmern, aber sonst brauchen wir nichts“.

Die alte echte Bauernschaft hat Jahrhunderte hindurch überstanden, sie war beständig und ihre Sitten waren naturverbunden. Dieses Bewahren der Bauernkultur hatte den Bauern einen bescheidenen Wohlstand verschafft und ihnen ein Überleben gerade in der Zeit der Krise möglich gemacht. Doch jetzt verändert sich diese Kultur. In Supermärkten wird die Milch billiger angeboten als sie die Bauern liefern können.

3. Das Verschwinden der Nachbarschaften

Zur alten Bauernkultur gehörte auch die Einrichtung der „Nachbarschaft“. Mit Wehmut gedenkt Frau Pitter des alten Dorfes mit seinen Ländlern und Sachsen, die durch alte überkommene Regeln der Nachbarschaft eng aneinander gebunden waren. Die Regeln hatten ihre Härten, aber ihre Einhaltung versprach Geborgenheit in einer Welt, in der die bäuerliche Arbeit hart und die Auseinandersetzung mit der natürlichen und der politischen Welt schwierig war.

1998 zu Pfingsten besuchte ich mit meinen Wiener Studentinnen und Studenten den Gottesdienst in der Kirche von Großpold in Siebenbürgen. Die Kirche war voll, im Gegensatz zu den sonstigen Feiertagen, an denen sich nur ein Rest der Ländler und Sachsen einfindet. Diesmal waren die an den Feiertagen zu Besuch gekommenen Ausgewanderten in der Kirche. In seiner Predigt wies der Pfarrer, vielleicht wollte er den Besuchern dies klar machen, auf die Bedeutung des Gemeinschaftslebens und vor allem der Nachbarschaft hin. Ich war erstaunt und hoch geehrt, als der Pfarrer von der Kan-

zel noch herunter rief: „Wenn Ihr wissen wollt, wie wichtig die Nachbarschaft ist, dann lest in Girtlers Buch nach“. Der Pfarrer hatte also auf das für bäuerliches Leben höchst bedeutungsvolle Prinzip der Nachbarschaft und gleichzeitig auf mein Buch "Verbannt und vergessen", in dem ich das Leben der Landler beschreibe, hingewiesen. Ich freute mich über die Rede des Pfarrers, schließlich sah ich mich in meinem Forscherdrang gerechtfertigt. Im Anschluß an den Gottesdienst bedankte ich mich sogar bei dem Kirchenmann.

Die Nachbarschaften ließen den einzelnen nicht alleine und halfen, wo es notwendig war. Die Nachbarschaften bestimmten das Leben im Dorf. Wehmütig erinnerte sich eine alte Landlerin an ihre alte Nachbarschaft: "Jede Straße hatte eine Nachbarschaft, einige Straßen hatten sogar zwei Nachbarschaften. Wir haben unser Haus in den siebziger Jahren gebaut. Für die Arbeit haben wir keinen Pfennig ausgegeben. Anverwandte und Nachbarn haben geholfen, das Haus zu bauen. So haben wir unser Haus errichtet. Heute ist das ganze Dorf hier eine einzige Nachbarschaft“. Die alte Einrichtung der Nachbarschaft ist also am Verschwinden. Im Sinne der Nachbarschaft war, dass ihre Mitglieder im Frieden miteinander auskamen und sich gegenseitig halfen. Streitereien sollten bestmöglich beigelegt werden. Dem diente der so genannte "Rechnungstag", an dem man zur "Rechnung" kam. Dazu erzählt Anneliese: "Im Fasching war der Rechnungstag, da wurde abgerechnet. Wenn zwei von der Nachbarschaft einen Streit hatten, so mussten sie sich gegenseitig um Verzeihung bitten. Zur Rechnung gingen nur die Männer, angezogen wie für die Kirche – mit Röckl und Stiefl. Die Rechnung hat um 10 Uhr am Vormittag angefangen, beim Altnachbarn (dem Vorstand der Nachbarschaft), und dauerte ungefähr eine Stunde. Niemand vom Haus durfte da stören oder das Zimmer betreten und niemand zu spät kommen. Jede Nachbarschaft hatte eine Lade. Wenn der Altnachbar die Lade aufgemacht hat, da musste grosse Ruhe sein."

In einer anderen Predigt, ein Jahr später, erwähnte der Pfarrer noch etwas, das mich aufhorchen ließ. Er sprach davon, wie wichtig das Geben im Sinne der gegenseitigen Hilfe für den Menschen sei. Früher habe es die Nachbarschaften gegeben, die eine solche Hilfe anboten. Bedauernd fügt er hinzu, es habe sich viel im Dorf geändert und besonders leid sei ihm um die Nachbarschaften, denn sie bestimmten das Leben im Dorf und der Bauern untereinander.

Der Pfarrer hatte also etwas für mich und meine Gedanken sehr Wichtiges angesprochen: Die alte bäuerliche Kultur war und ist geprägt durch die Ge-

meinschaft. Der einzelne Bauer wusste, er ist nicht alleine, er kann sich auf seine Nachbarn verlassen, wenn er sie benötigte. Ähnlich war es auch bis in die fünfziger Jahre bei den Bauern in Oberösterreich, in der Gegend, in der ich aufgewachsen bin.

Eine alte Landlerin erinnerte sich wehmütig an ihre frühere Nachbarschaft in Großpold, die für sie geradezu ein Symbol der vergangenen bäuerlichen Kultur der Menschen in Großpold war. „Heute ist das ganze Dorf hier eine einzige Nachbarschaft, weil es die anderen Nachbarschaften nicht mehr gibt. Wir müssen ja auch unsere Toten begraben. Und dies ist Aufgabe der Nachbarschaft. Wir haben Särge hier. Diese Särge wurden von dem Geld gemacht, das wir durch Spenden in der Kirche einnehmen. Manche haben ja nicht einmal das Geld, um einen Sarg zu kaufen. Sie brauchen für den Sarg nichts zu zahlen. Früher waren es die Nachbarschaften, die das Grab schaufelten und sich um dieses kümmerten. Wir haben nur mehr wenige Männer hier und die können auch nicht mehr, weil sie schon alt sind. Daher sind es heute Rumänen, die das Grab machen und die wir dafür bezahlen. Den Friedhof selbst halten wir Frauen in Ordnung.“

Die Nachbarschaft hatte also wichtige Aufgaben, die wichtigste wird wohl jene gewesen, den Menschen gerade im Todesfall eines nahen Verwandten seelisch und tatkräftig zu unterstützen. Aber auch für die Geselligkeit, die Menschen aneinander bindet, war die Nachbarschaft da. Für den jungen Landler oder die junge Landlerin, die bis zu ihrer Verheiratung einer Bruder- oder einer Schwesterschaft angehörten (darüber schrieb ich in "Verbannt und vergessen"), war der Zugang in die Nachbarschaft so etwas wie ein Schritt in die Welt der Erwachsenen.

Heute, einige Jahre nach dem Beginn der Auswanderung der Deutschen, erinnert nur mehr wenig an die alten Nachbarschaftsordnungen, wie sie typisch für die bäuerlichen und dörflichen Kulturen sind. Die Nachbarschaft als Symbol bäuerlichen Lebens verschwindet allmählich, sie kündete von altem echtem Bauerntum.

4. Das Begräbnis – Die Forscher als Totengräber

Im Paragraph 5 der Nachbarschaftsregeln wird ausgeführt, dass zu den wichtigsten Pflichten der Nachbarn "die gemeinschaftliche Teilnahme und die Unterstützung der Hinterbliebenen beim Begräbnis eines der Ihrigen" gehören. "Darum wird festgesetzt, dass jeder Nachbar und jede Nachbarin dem Leichenbegräbnisse eines der Nachbarschaft angehörigen Mitgliedes entwe-

der persönlich oder durch einen entsprechenden Stellvertreter beiwohne oder aber der Versäumnisstrafe verfallend“. Das Begräbnis selbst wird durch die Nachbarn durchgeführt. Der Tote wird drei Tage im Trauerhaus aufgebahrt. Er wird also nicht den Lebenden entzogen, diese mussten sich mit ihm noch beschäftigen. So wird deutlich, dass der Tod zum Leben gehört. Das wird auch den Kindern auf diese Weise bewusst gemacht.

Stirbt jemand, so sind es die Nachbarn und Patenkinder, die sich um das Grab und die Durchführung des Begräbnisses kümmern. Als Grabschaufler fungieren also die jungen Männer aus der Nachbarschaft und der Verwandtschaft.

Im Juni 2005, als ich wiederum in Großpold war, starb ein alter Bauer, Sam Roth hieß er. Nun fehlte es an den jungen Leuten, die für Grab und Begräbnis zuständig sind, denn diese sind ausgewandert und leben irgendwo in Deutschland. So wurden wir gefragt, ob wir nicht beim Grabschauflern helfen könnten. Mit zwei Studenten, Konrad und Reinhard, ging ich nun daran, die Erde des Grabes im Freidhof, wie man hier den Friedhof nennt, auszuheben. Unter der Anleitung und Mitarbeit von Andreas Sonnleitner, einem Landler um die 64 Jahre alt, begannen wir zu graben. Mit vier waagrechten Brettern, die sich gegenseitig stützen, wurde das Grab, in dem ein Mitglied der Familie Roth bereits 1917 begraben worden war, abgesichert. Abwechselnd gruben wir. Da ich ausgebildeter Urgeschichtler mit Grabungserfahrung bin, hatte ich keine Probleme beim Graben. Der letzte, der in die Grube stieg, war ich. Das Grab war bereits einen Meter achtzig tief. Eine Leiter wurde in das Grab gestellt, sie gab mir die Sicherheit, wieder herauszukommen. Ich fand noch einen Nagel vom letzten Sarg. Ich hob ihn auf, er ist heute in meiner Vitrine in meiner Wiener Wohnung zu sehen. Auf Geheiß von Andreas Sonnleitner, der selbst nicht in das Grab stieg, weil er an Platzangst leidet, wie er erzählte, glättete ich die Wände und den Boden des Grabes. Als ich dann aus dem Grab steigen wollte, fehlte die Leiter. Mein Student Konrad hatte sie aus Scherz aus dem Grab genommen. Ich bat höflich um die Leiter. Sie wurde wieder in das Grab gestellt, so konnte ich aus dem Grab in das Licht des Friedhofes steigen. Wir, die Grabmacher, wurden nach alter Tradition zu einer heißen Suppe und einem Schluck Wein in die Friedhofshütte gebeten. Am Nachmittag suchten wir feierlich gekleidet die gute Stube des Bauernhauses der Familie Roth auf. Die Angehörigen saßen um den Sarg. Hinter ihnen nahmen wir, die Sargträger, Platz. Der Kirchenvater erschien und sagte in landlerischem Dialekt: „Grüss enk Gott, wir holen jetzt unsern lieben Bruader Sam zum Freidhof“. Die Angehörigen verließen die Stube. Wir, die Studenten und ich, trugen den Sarg in den Hof, wo schon der Pfar-

rer und die Sänger warteten. Nach Gebet und Gesang zogen wir zum Friedhof. Dort war es unsere Aufgabe als Sargträger, den Sarg auf Seilen in das Grab zu lassen. Der Pfarrer wünschte nach einigen Gebeten eine „fröhliche Wiederauferstehung“. Dann ging es zum so genannten „Tränenbrot“ in das Haus der Roths. Die Familie, die Freunde und die Nachbarn, einige waren aus Deutschland gekommen, nahmen nun beim gemeinsamen Mahl, bei dem Hühnersuppe und guter Wein kredenzt wurden, Abschied vom Toten. Die kleine Welt des Dorfes hatte sich verändert. Auch für uns Grabmacher war gedeckt. Wir tranken zur Erinnerung an den toten Bauern, der allen im Dorf abgehen wird, guten Großpoldner Wein.

Das Ritual am Friedhof ändert sich nun. Es werden Rumänen gebeten, beim Grabschaufeln zu helfen. Früher wäre dies nicht denkbar gewesen. Das erste Mal wurde im Jahre 2005 am deutschen Friedhof ein Rumäne, der mit einer Sächsin verheiratet war, begraben. Ich war beim Begräbnis anwesend. Der Pfarrer sprach in Deutsch und Rumänisch. Eine alte Kultur wandelt sich.

5. Der Verrat der Jungen – die Auswanderung

Mit Frau Anneliese Pitter, der braven Bauersfrau, rede ich oft über den Wandel ihrer Kultur. Sie hat mir für meine Arbeiten schon viel erzählt. Sie ist sehr traurig darüber, dass ihre vier Kinder aus Grosspold ausgewandert sind und nun in Deutschland und Österreich wohnen. Sie versteht auch nicht, dass sehr viele ihrer Freunde von Grosspold ihrer Heimat den Rücken gekehrt haben. Sie meinte dazu zu mir: "Eigentlich fühle ich mich *verraten* von denen, die weggezogen sind. Wären sie dageblieben, so hätten wir eine schöne Gemeinschaft im Dorf. Viele haben gesagt, sie bleiben hier, sie fahren nicht weg. Aber sie sind doch ausgewandert. Es war wie eine Pest nach 1989, immer mehr wanderten aus“.

Frau Pitter hängt an Großpold, sie liebt diesen kleinen Ort, in dem einmal Landlerkinder lärmten, brave Landlerbauern ihrer harten Arbeit am Feld nachgingen und Freude an der Gemeinschaft herrschte. Im Dorf heute hört man nur mehr wenig Landlerisch und Sächsisch.

Frau Anneliese Pitter und ihr Mann selbst denken noch nicht daran, ihren Hof in Stich zu lassen und selbst auszuwandern. Als ich Anneliese fragte, ob sie und ihr Mann Andreas weiterhin in Großpold bleiben wollen, meint sie: "Das weiß ich nicht. Wenn es nach mir ginge, würde ich nur hier zum Friedhof (Friedhof) ziehen. Aber ganz alleine können wir auch nicht hier bleiben. Aber solange noch ein paar Deutsche da sind, bleiben wir auch da." Sie

kränkt sich über die Ausgewanderten, von denen sie geglaubt hat, sie würden hier bleiben: "Wir hatten im Kirchenchor eine Frau, die hat immer gesagt: ich fahre nicht weg. Und als sie einmal auf Besuch nach Deutschland fuhr, ist sie nicht wieder gekommen." Ich fragte sie, ob sie sich tatsächlich verraten sieht. Sie antwortete lächelnd: "Verraten und verstoßen fühle ich mich. Einmal hat einer uns aus Deutschland geschrieben, wir würden hier auf verlorenem Posten stehen". Anneliese und Andreas beugten sich aber nicht und blieben hier, bis jetzt. Ich habe höchste Achtung vor ihnen, die meine echten Freunde wurden.

Noch halten die beiden die Stellung und sind uns freundliche Gastgeber. Merkwürdig ist, darauf kommen Anneliese und ich im Gespräch, dass viele Landler und Sachsen, die von hier weggezogen sind, im Ausland sich besonders heimatverbunden fühlen; sie tun gerade so, als ob sie aus ihrer Heimat vertrieben worden wären. Anneliese meinte daher einmal zu mir: "Es ist komisch, dass Leute, die ausgewandert sind, beim Oktoberfest in München in ihrer Siebenbürger Tracht auftreten. Die geben dort mit ihrer Kultur an, obwohl sie diese schon lange aufgegeben haben". Frau Pitter sieht die Widersprüchlichkeit der Ausgewanderten, von denen sie sich verraten fühlt. Einerseits wollen sie weg und andererseits gibt es ein Zurücksehen nach ihrer verlorenen Welt.

Über die Ausgewanderten aus Großpold sprach ich vor einigen Jahren auch mit Herrn Nietsch, dessen Kinder schon seit einiger Zeit in Deutschland leben. Leider ist Herr Nietsch inzwischen erkrankt und lebt im deutschen Altersheim in Hermannstadt. Er war damals noch ein echter Bauer, der mit seinem Wagen und seinem Pferd täglich auf seinen Acker oder in den Weingarten fuhr. Einmal begleitete ich ihn mit dem Fahrrad, als er eine Kuh, die an dem Wagen mit einem Strick angehängt war, zu einem Stier in den Nachbarort zu einem rumänischen Bauern brachte. Herr Nietsch freute sich, wenn ich mit Studenten und Studentinnen ihn besuchte. Er lud uns gerne auf einen Wein ein und erzählte uns viel aus seinem Leben. Nietsch antwortete einmal auf meine Frage über die Weggezogenen mit Trauer in der Stimme: "Es kommt keiner mehr zurück." Ihm selbst gefällt es jedoch hier in Großpold, er liebt die alte bäuerliche Kultur. Auf Landlerisch sagt er dies: "Mir gfallts hier". Er denkt nicht daran wegzuziehen, auch wenn es nur mehr wenige Landler hier gibt. Er hob sein Weinglas und sagte: "Es ist schade, daß die Jungen weg sind. Sie sind nach Deutschland gegangen". In diesen Worten zeigt sich das große Problem, das für große Teile Osteuropas typisch zu sein scheint, nämlich dass die jungen Leute aus ihrer Heimat fliehen und in die reiche Ländern des Westens auswandern. Ich freue mich, dass es noch Leute

wie Herrn Nietsch und Frau Pitter, die liebenswürdige Anneliese, gibt. Sie sind die letzten Träger einer alten Bauernkultur. Die Trauer von Frau Pitter und Herrn Nietsch über die Ausgewanderten ist jedoch mit Humor gepaart. Einen solchen besitzt Herr Nietsch, überhaupt als er mir zurief: "Ja, der Herr Professor, ich hole gleich einen Wein aus dem Keller, den müssen Sie trinken!" Im Sinne alter Höflichkeitsrituale ließ ich mir ein Glas einschenken und leerte es auf das Wohlsein der letzten deutschen Bauern hier in Grosspold.

Auch ein alter Bauer, der gerade dabei war, seinen Schnaps in der Schnapsbrennerei des Dorfes zu brennen, hielt mir gegenüber fest: "Ich bleibe lieber da, das Leben hier sind wir gewöhnt. überhaupt in unserem Alter". Er versteht die Jungen nicht, die hier Freunde, Schnaps und Arbeit hätten, stattdessen stürzen sie sich in die Wirrnisse des Westens mit McDonalds und ihrer Kultur des Konsums. Er denkt wohl ähnlich wie Anneliese, für die der einzige Weg, der sie für Dauer von ihrem Haus entfernt, der auf den Friedhof ist, den Freidhof, wie er auf Landlerisch heißt.

Als Verrat an der Heimat sieht auch Frau Zeck aus Großau, der anderen Landlergemeinde bei Hermannstadt, das Wegziehen der deutschen Bauern. Mit ihr verbrachte ich einen Vormittag. Sie hat das Glück, dass ihr Sohn eine Rumänin geheiratet hat und daher auch nicht wegziehen will. Sie ist traurig darüber, daß viele der deutschen Bauern ihre Heimat verlassen haben und nur mehr wenige hier bei Hermannstadt leben. Sie erzählt gerne von den alten Lndlern, von den Verschleppungen der Deutschen nach dem Krieg durch die Russen. Sogar den Kommunismus hätten sie alle überlebt und in diesem ihre alte Kultur weiter getragen, aber jetzt würden sie wegziehen. Auch sie spricht vom Verrat vieler ihrer bäuerlichen Nachbarn und Freunde, die oft beteuert hatten, nicht wegziehen zu wollen. Doch diese sind heute "weg". Hier und da kämen sie zurück, um die Gräber zu pflegen.

Sie jedoch gehört, ebenso wie Frau Pitter und Herr Nietsch, zu jenen Lndlern, die ihren Stolz darein setzen, hier zu bleiben und auszuharren. Die Hiergebliebenen fühlen sich jedoch verraten und alleine gelassen. Sie wissen, daß ihre deutsche Bauernkultur hier in Siebenbürgen bald verschwunden sein wird. An diese erinnern dann nur mehr stolze Kirchenburgen.

6. Die Treue der Alten

Die alten Bauern, die es körperlich nicht mehr schaffen, ihren Hof zu bewirtschaften, finden Aufnahme in einem modernen Altenheim in Hermannstadt,

einer deutschen Stiftung, der sogenannten Dr. Wolff-Stiftung. In diesem schönen Heim sprach ich des öfteren mit meinen alten Freunden Herrn und Frau Piringer, früheren Kleinbauern in Grosspold. Manchmal spielte ich mit Herrn Piringer Schach. Aus Freundschaft schenkte er mir seine silberne Uhr, die er 1944 beim Rückzug der Deutschen Wehrmacht, in der er dienen musste, vom Regimentskommandanten erhalten hat, weil er bei der Kesselschlacht von Tscherkassy jungen Burschen das Leben gerettet hatte. Diese Uhr halte ich in Ehren. Die Piringers erzählten mir viel über ihr früheres Leben, ihren Garten und auch über die Ausgewanderten. Gerne saß ich in ihrem Garten und trank mit Herrn Piringer ein Glas Wein. Sie sind kurz hintereinander im Vorjahr gestorben. Ich halte ihr Andenken hoch. Ihr Bauernhof ging in das Eigentum der Stiftung über, der auch das Altersheim gehört. Heute hat ein freundlicher Herr aus Berlin, Frank heißt er, die Verwaltung des Hauses der Piringer im Namen einer Sozialeinrichtung übernommen. In ihm wohnte unter seiner Aufsicht vor zwei Jahren einige Monate ein junger Berliner Bursch, der als Fussballrowdy Probleme mit der Polizei hatte. Statt eine Jugendstrafe zu verhängen, schickte ihn das Gericht hierher, damit er im Kontakt mit den alten Bauern und ihren Nöten „Menschlichkeit“ lerne. Ich sprach einige Male mit dem Burschen, ihm gefiel es hier, die Leute fanden ihn sympathisch. Dennoch freute er sich, als er wieder nach Berlin zurück durfte. Die Piringers freuten sich darüber, dass ihr kleiner Bauernhof weiterhin von Leuten aus Berlin genutzt wird.

Als ich mit den Piringers einmal im Garten des Altersheimes saß, kam ich auch mit anderen Deutschen in Kontakt. So auch mit einem alten bäuerlichen Herrn, dem man einen natürlichen Adel in Haltung und Sprache anmerkte. Auch er sprach sinngemäß vom Verrat der Ausgewanderten, die eine alte deutsche Bauernkultur im Stich gelassen hatten. Aber er versucht, sie zu verstehen, denn es ist schwer geworden für die Deutschen hier in Siebenbürgen, sie fühlen sich alleine gelassen. Dennoch meint er über die ausgewanderten jungen Deutschen: „Das Verhalten der Jungen steht im Widerspruch zu unseren alten Liedern, in denen wir uns mit Stolz zu unserer Heimat hier in Siebenbürgen bekannt haben.“ Darauf sang er mir ein Lied vor, in dem auch auf die alte adelige Tradition der Sachsen hingewiesen wird. Denn tatsächlich wurden die Deutschen im 12. Jahrhundert als freie Leute vom ungarischen König Geiza hierher gerufen. Sie haben sich hier ihre Freiheit bewahren können, während im übrigen Europa Bauern unter dem Joch der Grundherren zu leiden hatten. Zu diesen freien Leuten waren im 18. Jahrhundert die Landler gekommen, die hier ebenso in Freiheit als Bauern leben konnten. Mit diesem Ideal der Freiheit waren ein gewisser Stolz, aber auch

Toleranz verbunden. Daher heißt es in diesem Lied, das mir der alte Herr im Garten des Altersheimes in Hermannstadt vorsang:

"Ich bin ein Sachs, ich sags mit Stolz, vom alten edlen
Sachsenstamm! Wo gibts ein adliger (!) Geschlecht,
da keiner Herr und keiner Knecht?
Nein, Männer bieder, deutsch und frei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu!"

Auch die anderen beiden Strophen sang er:

"Ich bin ein Sachs, ich sags mit Stolz, vom alten edlen
Sachsenstamm! Ob auch der Feind uns hart bedroht,
Wir stehen fest in Not und Tod!
Was ficht uns an sein Wutgeschrei!
Mein Sachsenvolk dir bleib ich treu!"

Ich bin ein Sachs, ich sags mit Stolz, vom alten edlen
Sachsenstamm! Wir harren aus in böser Zeit,
nicht ewig währt der harte Streit;
wir sind getrost, Gott steht uns bei!
Mein Sachsenvolk, dir bleib ich treu."

Dieses Lied verweist auf eine alte freie Bauernkultur in Siebenbürgen, zu der wesentlich, wie ich oben ausgeführt habe, das Prinzip der Nachbarschaft gehörte. Man braucht den anderen, den Nachbarn, um als Bauer überleben zu können. Der Alte im Heim meint noch: "Ich harre aus und bin treu, aber was ist mit den anderen, die in dieser bösen Zeit Hals über Kopf ihre Heimat verlassen haben?" Ich verstehe ihn. Ich schüttle ihm die Hand, er fühlt meine Sympathie und winkt mir noch eine Zeit nach.

7. Epilog

Eine alte deutsche Bauernkultur in Siebenbürgen, die auf das 12. Jahrhundert zurückgeht, stirbt allmählich. Sie hat den Kommunismus überstanden, aber der Abwanderung der Jungen und dem Ansturm der EU kann sie nichts entgegenhalten. Es ist eine schöne Welt der Kleinbauern, die in einer modernen Welt keinen Platz mehr hat. Mit Wehmut wird man sich bald dieser alten Kultur, die ich noch erleben durfte, erinnern.

8. Literatur

- GIRTLE, Roland (1992): Verbannt und vergessen. Eine untergehende deutschsprachige Kultur in Rumänien. – Linz.
- GIRTLE, Roland (Hg. mit Studentinnen und Studenten 1997): Die Letzten der Verbannten. – Wien.
- GIRTLE, Roland (2002): Echte Bauern, vom Zauber einer alten Kultur. – Wien.
- GIRTLE, Roland (Hg. mit Studentinnen und Studenten 2008): Das letzte Lied von Hermannstadt – Das Verklingen einer deutschen Bauernkultur. – Wien.

* * *

Abstract

The extinction of the small-time farmer in transylvania

by Prof. Dr. Roland Girtler

The paper is based on a study which I am working on since 1992 with students of the University of Vienna in the Transylvanian village of Grosspold among German farmers. Many young people emigrated from Transylvania into Germany and Austria in the last two decades. The ones left behind who carry on the old farming traditions are dismayed and feel betrayed.

This old farming tradition in Rumania is on the point of extinction. It looks as if – with the apparent sanction of the EU – will be accomplished what Nicolae Ceausescu intended, namely the abolition of the small-time farmer in Rumania under the pretext of progress.

The everyday life of the German farmers living in Grosspold today has undergone a major change inasmuch as the old institution of neighborhood no longer exists. The old neighborhoods used to also take care of the funeral of one of theirs. Since there aren't enough young people left, the author and his students helped with grave-digging.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der
Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2009

Band/Volume: [2009](#)

Autor(en)/Author(s): Girtler Roland

Artikel/Article: [Das Aussterben einer deutschen Bauernkultur in
Siebenbürgen 138-150](#)